



Abend:

Zeitung.

221.

Freitag, am 14. September 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Heil.)

Die unglückliche Reise nach dem Harze.

(Schluß.)

Der kurze Weg ward mit guter Aussicht angetreten, denn es regnete ja nicht, und festen Grund und Boden gab es auch, obschon die Straße bergig, holperig und ausgefahren genug war, um immer in langsamen Schrittfahren zu müssen. Hasselsfeld wurde in drei Stunden glücklich erreicht, und nach Ilesfeld kommen wir ja wohl nun also auch. Nach der Stadt, wo so ein berühmtes Gymnasium existirt, das dessen Director, Brohm, im Bildniß abkonterfeit ist, und den Guelphenorden trägt, muß doch wohl ein fahrbarer Weg existiren. Ach, so tröstet sich der arme thörige Mensch gar oft, und ahnet nicht das Schreckliche, das seiner harret! Immer holpriger ging die ausgefahrene Landstraße durch einen finstern Wald fast ununterbrochen führend und selten einmal von einem Holzfuhrmann oder Kohlenbauer belebt; ein Dorf ließ sich nirgends erblicken; endlich schien sie auf einen Berg hinauf zu führen, der höher war, als alle, die uns heute vorgekommen waren. Wir trafen gerade jetzt auf eine Hütte, und aus ihr trat uns, das Unglück voll zu machen, der Schwarze selbst entgegen. Ich habe nie an den Teufel geglaubt, und jetzt lief er mir geradezu in die Hände oder ich ihm. Er stand lebhaftig vor uns in Gestalt eines — Kohlenbrenners, und Friedrich hatte den unglücklichen Einfall, ihn zu fragen, ob der Weg nach Ilesfeld über den Berg vor uns führe. Offenbar war dies der Fall, aber der Schwarze versicherte, daß da weder hinauf noch hinab zu kommen sey. Rechts

müsse eingelenkt und einen Grund hinabgefahren werden der „an's Wasser“ bringe, längs welchem es dann gerade nach der Stadt hinein gehe. Meine Charte gab die Bäre an, die nach Ilesfeld bringt; wir liehen also dem falschen Rathe des Satans ein williges Ohr, und fuhren der bezeichneten Richtung zu. Zwei Weiber kamen uns aus dem Abgrunde entgegen, aber sie hatten im Leben nichts von Ilesfeld gehört und wiesen uns an einen kleinen Satan, an einen Köhlerbuben, der zwei Pferde herbeitrieb, und mit lebhaftem Feuer versicherte, daß der Pfad ganz richtig und bequem hinableite. Gott, was haben die Menschen für Begriffe von Bequemlichkeit hier! Der steile Waldweg hinab war angetreten. Wie enge gestaltete er sich, wie krümmte er sich! Krach! Krach! ging es einmal, daß Rad oder Achse zerbrochen schien und wir mit einem Sprunge aus dem Wagen waren, allein die Achse hatte nur eine Wurzel zertrümmert und sich hier eingeklemmt, daß Friedrich alle Kunst aufbieten mußte sich heraus zu arbeiten. Indessen allmählig erweiterte sich die Schlucht etwas. „Das ist die Bäre!“ rief ich, als ich das Gewässer erblickte; noch einige Schritte und zur linken lag eine Schneidemühle. Jetzt entschied sich's, ob wir auf dem richtigen Wege seyen und Friedrich, der nach der Mühle eilte, brachte die Nachricht zurück, daß wir nicht mehr irren könnten; immer gehe es an der Bäre fort. Ich will aber an die Bäre denken! Funfzigmal mußten wir sie durchkreuzen, lange Strecken in ihrem steinigen Bette hinfahren. Der viele Regen hatte den kleinen Fluß gefüllt, daß das Pferd oft bis an den

Leib im Wasser ging; hoch starrten die Felsenwände zu beiden Seiten empor und der dicke Tannenwald wölbte sich über uns, daß kein Fleckchen vom Himmel zu sehen war. Es fehlte nur noch, daß ein Wagen entgegen gefahren kam, wie und wo da ein Ausbeugen möglich gewesen wäre, mag der Himmel wissen; es fehlte nur noch ein tüchtiges Donnerwetter, das die Dunkelheit des Waldes in Nacht verwandelt hätte. Ich bin einmal so unglücklich gewesen, die grausen Schönheiten der Bäre kennen zu lernen, aber komme in meinem Leben nicht wieder dahin. Endlich kam eine zweite Schneidemühle und ein Wegweiser, der uns ankündigte, daß Ilesfeld noch zwei Stunden entfernt sey. Der Kutscher hatte vor Angst ein Rezidiv des kalten Fiebers bekommen, das er vor drei Jahren gehabt hatte und jammerte über den noch so langen Weg. Allein bald erweiterte sich nun das Thal und ging zuletzt gar in eine treffliche Kunststraße über, welche, wenn noch einige Jahre verflossen sind, nach Halberstadt über Blankenburg und die Hoppelberge führen soll. Es wurde vor einer ganzen Kolonne von Holz- und Kohlenwagen, die nach Nordhausen fuhren, in raschem Trabe vorüber gefahren und Punkt Ein Uhr hielten wir vor dem Gasthose in Ilesfeld.

Ei, wie froh athmete die Brust, wie freudig klopfte das Herz, als so die Schluchten und die Gefahren der Bäre überwunden waren, wie wonnetrunken haftete das Auge auf dem Wagen, der allen Stößen und Wurzeln und Steinen widerstanden hatte! Ach unsere Brust sollte ja aber nicht froh athmen, das Herz nicht freudig klopfen und das Auge nicht wonnetrunken den Wagen betrachten.

„Wo ist denn der Koffer?“ rief mit einemale die Reisegefährtin, die leere Stätte starr ansehend, wo er angeschraubt gewesen war. Ich glaubte nicht recht zu sehen, als er fehlte; Friedrich schlug sprachlos die Hände zusammen und selbst der gute Lilly schnoperte trauernd in die Höhe, als wollte auch er sich von dem leeren Raume in Kenntniß setzen. War er von Dieben abgeschraubt worden, ohne daß wir es bei dem Raseln übers Gestein gehört hatten? Möglich; viel wahrscheinlicher aber war es mir, daß der Schwarze dabei sein Spiel getrieben hatte. Ich fragte den ziemlich gleichgültigen Wirth, ob nicht ein reitender Bote zu haben sey, der den Weg zurückmachen und Nachfrage halten könne, aber er meinte, daß in Ilesfeld kein Mensch, geschweige ein Pferd zu haben wäre. Am besten schein es, die Nachfrage dem Landdragoner aufzutragen. Dieser kam sehr schnell, erfuhr den Status rei, gab den besten Trost und verweigerte jede Bezahlung, in so fern sie ein freiwilliges Geschenk nach wieder erhaltenen Effecten über-

stieg. Er ging, und noch hatte ich die Reisegefährtin zu trösten: „Ist Ihr Koffer hin, so konnte auch der Koffer verloren gehen. Im großen Weltall ist das Eine so viel werth wie das Andere.“ Da kam die gutmüthige Wirthin herauf. „Sehen Sie einmal zum Fenster hinaus!“ rief sie; „ist das Ihr Koffer?“ Unten aber hielt ein Kohlenbauer mit einem Wagen, auf welchem der Koffer lag, der mir noch nie so schön vorgekommen war. Indem Friedrich auf der Chaussee rasch vor ihm vorbeijagte, war der Koffer herab gesprungen, erzählte der Schwarze, und außer Stande, uns nachzurufen, habe er ihn aufgeladen, hier Nachfrage zu halten. Der Landdragoner war auch wieder da; ich gab dem Bauer einen Thaler, dem erstern konnte ich nur mit der größten Mühe einen aufdringen, seine Bereitwilligkeit rühmend. Ich ließ sogleich von einem Schlosser neue Schrauben fertigen, im Stillen fest überzeugt, daß der Schwarze im Walde mit dem auf der Chaussee einen Bund geschlossen gehabt habe, uns einen Poffen zu spielen und mich so von der Existenz des Satanas leibhaftig zu überzeugen. Ich will nun auch gar nicht mehr an dem Teufel zweifeln, sondern den Patron gehen lassen, wohin er will. Daß er im Harze besonders seinen Spuck treibe, und da die Teufelsmühle, die Teufelsmauern, die Teufelskanzel, gebaut, die Prinzessin Mathilde in Quedlinburg zerkrast, und noch viel anderes hier gethan habe, ist mir jetzt klar geworden. Mit frohem Herzen eilten wir nach Nordhausen hinein, wo sich die Bäre nur noch einigemal in der Quere hinlegte, als wir die preussische Grenze, und mit ihr das Ende der Kunststraße erreicht hatten. „Von da an kann uns nun nichts mehr widerfahren,“ dachte ich, weil hier der Harz und schlechte Weg zugleich ein Ende hat, aber auch am letzten Tage noch foppte uns der böse Engel, der uns auf der ganzen Fahrt begleitete. „Friedrich,“ hatte ich in Eisleben gesagt; „morgen früh fahren wir erst nach Lauchstädt, daß wir nicht wieder über Halle nach Leipzig kommen. Laßt Euch hübsch den Weg angeben!“ Friedrich ging. Als wir fortfuhren, versicherte er Alles zu wissen. Wir fuhren 3 Stunden lang, bald etwas bergauf, bald etwas bergab auf keiner Chaussee, aber auf recht leidlichem, einer Landstraße ähnlichem Wege. Endlich kamen wir auf eine weite Ebene; vor uns lag etwa dreiviertel Stunden fern eine Stadt. „Das muß Lauchstädt seyn. Richtig! die zwei alten Thürme gehören zum Amthause, und der Theil, welcher ganz davon getrennt scheint, ist das hineingepfarrte Kleinlauchstädt. — Ja, 's ist Lauchstädt!“

Und wohlgemuth ging es darauf zu, hinein: Es kam mir gar nicht so recht vor, ich konnte den Adler nicht

wieder finden, der mich so oft unter seinen Fittig genommen hatte, und ließ darum an einem goldnen Sterne halten, um nicht erst viel fragen zu dürfen; aber als ich nun beim Aussteigen das Frühstück bereit zu halten bat, indem wir erst das Bad besuchen wollten, bemerkte ich schon ein sonderbares Schweigen der Wirthin und ihrer Tochter. Der Weg nach dem Bade zeigte sich mir eben so wenig, daß ich im nächsten Bäckerladen darnach fragte, doch zur Antwort bekam, wie hier gar kein Bad sey, das würde wohl in Schaffstädt oder Lauchstädt sich vorfinden. Jetzt wachte ich aus meinem Traume auf, wie Calderons Prinz Sigismund. „Nun was ist denn dieß für ein Ort?“ fragte ich hastig.

„Dieß ist Quersfurt!“

„Nein nun ist Alles aus!“ rief ich, und eilte in den Stall, wo Friedrich es sich recht bequem gemacht hatte, um ihm den Text tüchtig zu lesen. Allein — hin ist hin, verloren ist verloren, und nicht immer wieder gefunden, wie der Koffer mit Hülfe des Schwarzen. Quersfurt war nicht Lauchstädt. Statt in diesem zu frühstücken, mußten wir nun des Mittags dort essen, und statt um 4 Uhr in Leipzig zu seyn, kamen wir erst um 7 Uhr an, aber ich will an die unglückliche Harzreise denken und keinem Menschen rathen, sich mit der Bäre in Rapport zu setzen, die ich zu Hause meiner Reisegefährtin auch nicht einmal mehr nennen darf! Ich selbst aber sage:

Wohl dem, der da athmet im rosigen Licht,
Und der Mensch besuche die Bäre nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was die Schlucht dort bedeckt mit Nacht und Grauen!

Miscellen von Thuringus.

Nach dem Liberia Herald, einer Zeitschrift, welche ein Schwarzer vor einigen Jahren in Westafrika herausgab, sind die Geisteskräfte der Neger nicht so gering, wie man gewöhnlich glaubt. Hannibal, ein Afrikaner, stieg unter Peter dem Großen bis zum Generallieutenant. Sein Sohn, ein Mulatte, war Generallieutenant bei der

russischen Artillerie. Franz Williams, ein in Jamaika geborner Schwarzer, ward auf der Universität Cambridge erzogen und lehrte nach seiner Rückkehr nach Jamaika die lateinische Sprache und Mathematik. A. Wilh. Amo, in Guinea geboren, ward Dr. und Philosoph und zeichnete sich als Metaphysiker und in den alten Sprachen aus. Lapitein, ein Afrikaner, ward als Slave nach Holland gebracht, lernte daselbst mehrere alte Sprachen, ward Dr. der Theologie auf der Universität Leiden und ging als calvinistischer Pfarrer nach Guinea. Th. Fuller, ein Afrikaner, lösete, ob er gleich weder lesen noch schreiben konnte, die schwersten Rechnungsaufgaben mit großer Leichtigkeit. Dthello gab 1784 in Baltimore eine ausgezeichnete Schrift gegen die Sklaverei der Afrikaner heraus. Cäsar, ein Schwarzer in Nordcarolina, verfaßte mehrere Gedichte, welche in den Mund des Volks übergingen. —

Als die Engländer noch gute Katholiken waren, tranken sie gewöhnlich nach der Mahlzeit mit einem großen Glase die Gesundheit des Papstes — au bon père, daraus wurde endlich das Wort bumper, welches ein großes Glas, einen Humper bedeutet.

Selbst die Götzen sucht das religiöse Gemüth zu veredeln und zu verschönern. So kennen die Tataren von Altaï für ihre Götzen keine herrlichere Tracht als die Uniform eines russischen Dragonerofficiers, und so erscheint denn ihr ganzer Olymp in dieser Uniform.

Gute Ausrede.

In's Zimmer eines Bierwirths kam ein fremder Mann,
Der allen Gästen fecht die Gläser leerte;
Und als man sich deßhalb bei'm Wirth beschwerte
Und dieser ihn darob ließ heftig an,
Sprach er: es steht ja über Eu'rer Thüre
Mit großer Schrift: hier trinkt man fremde Biere.

v. Damm.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Leipzig.

(Beschluß.)

Seit einigen Monaten ist der Platz eines ersten Tenoristen an unserer Bühne wieder und zwar zur allgemeinen Zufriedenheit durch Herrn Schmidt (zuletzt in Breslau) besetzt. Dieser Sänger gastirte im letztverfloßenen Frühlinge hier und ward vom Direktor in Folge dieser Gastspiele engagirt, da ihn der Wille des Publikums ausdrücklich ver-

langte. Seine Stimme ist sehr schön und biegsam, seine Schule ausgezeichnet, und mit diesen beiden Vorzügen verbindet Herr Schmidt ein lebendiges, seelenvolles Spiel. Zum Beweise, wie gut er es versteht, sich seiner Mittel zu bedienen, erwähnen wir, daß es Herrn Schmidt gelang, auch neben der Fräulein Löwe die Aufmerksamkeit und den Dank des Publikums auf sich zu wenden. So blieb er zum Beispiel als Sever in „Norma“ keineswegs die matte Figur, die wir gewöhnlich in dieser Rolle vor uns erblicken, er erregte Theilnahme und fesselte das Interesse an seine Person, was ihm weder durch die Partie noch durch den

ausgezeichneten Gast, an dem Aller Blicke hingen, erleichtert ward.

Nach Michaelis werden wir mehrere bedeutende Mitglieder unserer Bühne verlieren. Herr und Mad. Schenk gehen nach München, Herr Swoboda nach Stuttgart (dieser Sänger verläßt Leipzig schon im Anfange Septembers), Dlle. Günther tritt ebenfalls aus dem hiesigen Engagement. An der Letzteren verlieren wir eine beliebte Soubrette und an den beiden Schenk ein Künstlerpaar, welches uns schwerlich so rasch ersetzt werden kann. Um unsere Theaterneuigkeiten zu erschöpfen, erwähnen wir noch, daß die Oper „Der schwarze Domino“ im Laufe dieser Tage zur Auführung kommt.

Die Eisenbahn, jetzt bekanntlich bis Wurzen fahrbar, wird noch immer mit derselben Vorliebe wie früher benutzt, und Wurzen dünkt uns nicht weiter entfernt zu seyn, als ein etwas entlegenes Stadtviertel. Die dortigen Wirthshäuser besonders empfinden den reichen Segen dieser engen Verbindung. Sie kündigen dafür auch alle ihre Feste mit Bezug auf Leipzig und mit Beachtung der Eisenbahnfahrten an.

Die Umgebungen unserer Stadt werden um so öder und sind um so minder von Spaziergängern besucht, je entfernter sie von der Richtung der Eisenbahn liegen. Selbst das Theater fühlt den Einfluß dieses Institutes. An einem schönen Abend stehen die Leipziger wenigstens an der Eisenbahn, wenn sie nicht auf derselben fahren. Eben so ist die Miethe von allen Sommerwohnungen gefallen und viele von den Landhäusern sind in diesem Jahre völlig unbesucht geblieben, die sich nicht in der Nähe der Eisenbahn befinden.

Der Thomanerchor bringt „die Schöpfung“ von Haydn in der Thomaskirche zur Aufführung. Auch „Paulus“ Dratorium vom Herrn Dr. Mendelssohn-Bartholdy soll in der Universitätskirche gesungen werden. Man macht viel Wesens von dem eben genannten Dratorium, doch fehlt diesem Musikwerke durchaus jene Natürlichkeit des frommen Geistes, der z. B. Händels Dratorien durchweht und statt ursprünglicher Kraft muß Kunst und mitunter Künstelei aushelfen. Die Gefühle erhebender Andacht und innerer Erbauung werden durch „Paulus“ keineswegs hervorgerufen; allein Herr Felix Mendelssohn ist einmal modern. Man lobt ihn in überschwenglichen Phrasen und vergißt dabei, daß wir neuere Meisterwerke kirchlicher Musik besitzen, die viel großartiger und tüchtiger sind (z. B. „das Weltgericht“ von Herrn Fr. Schneider) als dieser weichherzige „Paulus.“

Noch muß ich ein Leipziger Bonmot der trefflichsten Sorte mittheilen. Das neue Postgebäude am Grimmaischen Thore, welches sich eben so sehr durch seine Größe als durch den Geschmack seiner Architektur auszeichnet, enthält Fensterreihen von verschiedenen Formen. Die Fenster der einen Etage sind etwas größer als die der andern, und die Fenster zunächst über dem Parterre sind nach oben abgerundet. „Warum sind diese Fenster gerade ausnahmsweise rund?“ fragte ein Beschauer den Herrn, der neben ihm stehend das Gebäude ebenfalls betrachtete. „Weil — ja sehen Sie —“ antwortete der Letztere — „das geht sehr natürlich zu — weil die Kreisdirection dort ihr Local erhält.“ Der Mann, der diese Erklärung gab, muß ein Berliner oder wenigstens lange Zeit in Berlin gewesen seyn.

Robert Heller.

Aus Halberstadt.

(Beschluß.)

Vorzügliehen Beifall erhielt und verdiente auch Sohn's historisches Bild: „Der Abschied Romeo's von Julien,“ doch könnten strenge Kritiker hier in dem hageren, sonnege-

bräunten Gesicht Romeo's den italienischen Nationaltypus zu stark hervortretend, auch die völlig leidenschaftliche Stellung Juliens zu wenig grazios finden. Dieses letztere Bild ist von dem hiesigen Kunstverein bestellt, zur Verloofung gebracht und der hiesigen, mit Kunstwerken verhältnißmäßig schon reich versehenen Stadt erhalten worden. Das bekanntlich ganz launenvolle Loos, welches namentlich dem eigentlichen Begründer der hiesigen Kunstausstellungen, dem Dr. Lucanus, noch nie das Mindeste zugewendet hat, war dieses Mal besser gestimmt und entschied sich für den Bewahrer des Gleim'schen Nachlasses, den als Schriftsteller und Kunstfreund bekannten Dr. Wilhelm Körte.

Da es nicht unsere Absicht ist, einen detaillirten Kunstbericht zu liefern, so nennen wir als vorzügliche Bilder nur noch den „Kreuzgang“ von Hasenpflug (auch hier verloof't und der hiesigen Stadt erhalten), den „Pfalzgraf“ von Leichs, die „betende Römerin“ von Maes, den „Kreuzritter“ von Lessing, Landschaften von Scheuren, der in diesem Fach den Preis behielt, Achenbach, Dahl u. A.

Neben den Gemälden selbst zogen auch die Rahmen derselben unsere Aufmerksamkeit auf sich, um so mehr, da auch an diesen viel Kunst verschwendet war. Wir sagen absichtlich verschwendet, denn verhältnißmäßig nur wenige und vorzugsweise die aus der hiesigen Umgegend zeigten eine edle Einfachheit oder doch Maß und Ziel in den Verzierungen, die große Mehrzahl war mit Zierrathen und Schnörkeleien überladen. Der sogenannte Rocco-Geschmack zeigte sich hier in seiner abschreckendsten Gestalt, und man konnte sich ganzen Ernstes in das Zeitalter der Allonges-Perücken und Fischbeinröcke zurückversetzt glauben.

Dem Eifer und der seltenen Thätigkeit des Dr. Lucanus verdanken wir, daß die Ausstellung auch nicht einen Tag unterbrochen wurde; die nöthigen Umstellungen der Gemälde wurden jederzeit in den Abends- und frühern Morgenstunden bewirkt.

Die Kunst, eigentlich hier eine exotische Pflanze, bürgert sich immer mehr ein durch den wohlgeleiteten Eifer einiger ihrer warmen Verehrer. Es fehlt den Gemüthern an sich nicht an Empfänglichkeit, aber sie ist mehr passiver Art; in den meisten Fällen will man hier ermuntert, geleitet und selbst angetrieben seyn. Der Halberstädter von der gemeinen Klasse nimmt an den Kunstgenüssen noch keinen Theil und weiß überhaupt von dem, was in der Welt, und besonders von dem, was in seinem Vaterlande vorgeht, sehr wenig. Wenn er die Schule verlassen und das etwa Erlernete vergessen hat, wozu in der Regel nicht viel Zeit erforderlich ist, so denkt er vor allen Dingen daran, sich eine Tabakspfeife und demnächst eine Frau anzuschaffen; zwei Artikel, an denen hier Ueberfluß obwaltet. Ist er so weit gekommen, so bleiben ihm für jedes Jahr noch zwei Hauptwünsche übrig, nämlich: daß der Flachs und die Kartoffeln gerathen mögen. In Gewährung des letzten Wunsches zeigt sich der Himmel sehr willfährig und das ist ein großes Glück, denn von allen bösen Mähnern bleibt der Magen doch unstreitig der unwiderstehlichste, der ungestümste und der unvernünftigste. Gerade umgekehrt verhält es sich mit dem andern Wunsche. Der Flachs verlangt zu seinem Gedeihen nothwendig Regen, und da geschieht es oft, wie auch in diesem laufenden Jahr, daß gerade in der kritischen Periode eine afrikanische Hitze und Dürre eintritt. Der Schaden trifft dann immer vorzugsweise die allerärmste Volksklasse. Es ist eine höchst niederschlagende Bemerkung, daß auch in unserer fruchtbaren Landschaft die Zahl der Armen immer mehr anwächst. Freilich wenn sich die Menschen vermehren, so vermehren sich auch die Unvermögenden, die Gebrechlichen, die Altersschwachen, die Blödsinnigen u. s. f. ganz von selber. Unglücklicher Weise aber vermehren sich die Hospitäler, die Armenhäuser und andere Zufluchtsörter für Elende nicht von selber, ein Umstand, den man im lieben Deutschland noch ziemlich zu übersehen scheint.

Embo.